

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 69=89 (1923)

Heft: 5

Artikel: Die Bedeutung der Schweiz im Weltkrieg : gewürdigt von den Alliierten
und den Mittelmächten (Schluss)

Autor: Frey, H.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-2567>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.02.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

leicht scheinbar zur Verteidigung entwickelt, plötzlich mit grober Faust in diese wohlervogenen Vorbereitungen hineinfährt, die vordere Infanterielinie über den Haufen wirft, bevor ein sorgfältig vorbereitetes Sperrfeuer sie schützen kann, und bevor die vorgeschobenen Beobachter mit ihren Batterien verbunden sind, wenn Artilleriebeobachter, rekognoszierende Artilleriestäbe, Telephonpatrouillen rücksichtslos weggewischt oder gefangen genommen werden, wenn die weiter hinten stehenden Batterien entweder überhaupt „blind“ geworden oder wenigstens ihrer Führung beraubt sind und alle Befehle ausbleiben? Werden in solchen Verhältnissen unsere Offiziere, die nur gewohnt sind, daß sich im Manöver alles programmgemäß und in wohl vorbereiteten Phasen abspielt, plötzlich Mittel und Wege finden, um dennoch die schwierige Lage zu wenden und aus dem anfänglichen Mißerfolg einen Erfolg zu machen, wie es die Deutschen bei St. Quentin machten? Müssen wir nicht vielmehr wieder dazu übergehen, unsere Offiziere in den Uebungen mit und ohne Truppe wieder häufiger vor Situationen zu stellen, die ganz unerwartet sind, wo Befehle ausbleiben, und wo sie nur in sich selbst und in der Tüchtigkeit ihrer Truppe die Hilfsmittel finden, mit denen sie alle Schwierigkeiten überwinden müssen und überwinden können (vergl. Schlacht von St. Quentin, pag. 39 ff)?

Das sind die Gedanken, die die alte Geschichte von David und Goliath in dem Schreibenden erweckt hat. Möchten diese Zeilen für recht viele Offiziere der Anlaß sein, wieder einmal diese Grundfragen unseres militärischen Handelns zu überdenken und nachzuprüfen, ob diese alte Erzählung der Bibel nicht auch für uns Soldaten des 20. Jahrhunderts eine wichtige Bedeutung hat.

Die Bedeutung der Schweiz im Weltkrieg

gewürdigt von den Alliierten und
den Mittelmächten.

Vortrag,

gehalten in der Offiziersgesellschaft der Stadt Bern von

Oberst H. Frey.

(Schluß.)

VI.

Von der Wehrkraft unseres Volkes und unserer Armee haben wir bis jetzt noch nichts gesagt im Zusammenhang mit der uns drohenden Kriegsgefahr und den beabsichtigten Operationen fremder Armeen in unserem Land.

Wir haben zwar erwähnt, wie unsere Armee von den Deutschen, vor und nach dem Bericht des Capitaine Kuntz von den Alliierten

während des Krieges in die Rechnungen eingesetzt war. In ihren Wert und ihre Bereitschaft setzten die Alliierten einige Zweifel. Warum? So viele tapfere und kriegsgewohnte Heere wankten unter den Schlägen der Deutschen oder waren unterlegen. Selbst die französische Armee hatte zu Beginn des Krieges ihre Fahnen sinken sehen. Wie sollte es da unserer kriegsungeübten Miliz-Armee besser gehen? Kein fremder Soldat konnte ihr einen höheren Wert zuerkennen, als ihn die Gegner Deutschlands bewiesen hatten. Und daß mitten im Kriege in der Schweiz verkündet wurde, es dürfte ein Leichtes sein, durch Ueberraschung bei uns einzufallen, unser Land in zwei Teile zu trennen, machte die Fremden in ihrem Urteil sicher.

Und dann, wir hatten ungenügend Artillerie, zu wenig Fesselballone und Flieger, weder Gasgeschosse noch Gasmasken. Unsere Landesbefestigung während des Aktivdienstes war lange ohne ausreichenden Plan. Und nicht immer, wenn auf den nahen Kriegsschauplätzen für uns die Lage bedrohlich wurde, hatten wir genügend Soldaten unter den Waffen. Man hatte sich in der Oeffentlichkeit doch etwas daran gewöhnt: aus der Schicksalsschmiede zwischen Schweiz und Nordsee, oder aus Italien, würde kein Funke zu uns herübergeschlagen. Dazu die Not des täglichen Lebens bei den Einen und die Gelegenheit, Reichtümer zu schaffen, bei den Anderen; sie hielten die Wehrpflichtigen fest und ließen sie ungern an die Grenzen ziehen. Brach die Gefahr los, so war in Kürze die ganze Armee auf den Beinen, hieß der Trost. Das wirkte hemmend gegenüber der Einsicht unseres Armeekommandos, das dauernd die Ereignisse beobachtete und prüfte.

Die Fremden hatten Nachrichten über den Zustand unserer Landesverteidigung und kannten die Spannungen in ihr und in unserem Volke.

Gewiß, zu Beginn des Krieges, als alle Armeen zuerst sich schlagfertig zu machen hatten, da war auch unsere Mobilmachung rasch genug. Aber hätten wir später die 3—6 Tage noch gefunden zur Bereitschaft? In dieser Zeit konnte wirklich ein Gegner im vorbereiteten Ueberfall bis mitten ins Land dringen. Den schwachen, organisierten Grenzschutz hätte er über den Haufen geworfen.

Das ganze Land stand dann offen; offen die Straßen zu den Mobilmachungsplätzen und zu den Regierungen der Kantone und des Bundes. Dort gab's kein Fassen mehr des Korpsmateriales, der Munition, kein Einschätzen der Bespannungen und keine Probefahrten, keine Organisation der Einheiten und der Truppenkörper.

So hätte es werden können und noch anders, als die Flieger zur Kampfwanne sich entfaltet hatten. Sie setzten mit Brand und Gas die Korpsammelpunkte in Verwirrung und Schrecken, nicht nur die Truppen, sondern auch das Volk in den Städten.

Die Flieger abzuwehren, hatten wir keine Mittel. Aber es war möglich, die Mobilmachung selbst zu schützen, indem man sie von

den gewohnten Plätzen weg verlegte, in Deckungen gegen Sicht. So ist es denn vom Armeekommando auch vorbereitet worden. Aber damit war der Eindringling noch nicht gestoppt.

An Flüssen, Engnissen und dort, wo sonst der Boden uns günstig, wehrten sich gesammelte Truppen. Eine Schlacht aber mit zusammengefaßten Kräften nach einem Willen zu einem Ziele strebend: der Vernichtung des Gegners? Wäre uns die geglückt? Wenn nicht, dann waren Wut und Enttäuschung die Folge, und vielleicht die Kapitulation des Landes oder seine Fesselung.

Ja, vielleicht; wenn der Grenzschutz zerstob. Aber der Grenzschutz zerstob nicht. Um seine Teile ballten sich die Bewohner der Grenzbezirke. Die Gewehre der Schießfertigen dort gingen von selbst los. Nicht in einer Linie hielt der Grenzschutz, sondern in einer Zone. Er war kein Schleier, aber ein tiefes Hindernis; Erbitterung hielt es zusammen. Besser als ohne Mithilfe der Bevölkerung gelang dann auch die besonderen Kolonnen übertragene Zerstörung der Kunstbauten an Straßen und Eisenbahnen, der Brücken über die Flüsse und Bäche. Und die Wiederherstellung der zerstörten Bauten wurde gehindert durch den Kampf der Truppen und der Bevölkerung. Die Bevölkerung half mit beim so wichtigen Nachrichtendienst; die Beamten des Telephons und des Telegraphen hatten an ihren Apparaten zu verbleiben zur Uebermittlung von Nachrichten, so lange es gehen mochte. Und dann waren die Apparate und die Linien unbrauchbar zu machen.

Das war der Volkskrieg zwischen Rhein und Limmath-Aare oder zwischen dem Doubs und den Juraseen-Venoge oder am Südhang der Alpen. Er ergriff das ganze Land mit dem Fortschreiten des Gegners. Und er war leicht zu organisieren, in letzter Stunde noch. Dazu brauchte es der Kundgebung: Jeder wehrfähige Schweizerbürger tritt als Freiwilliger in die Armee ein. Leicht war es auch Freikorps aufzustellen, sie zu kennzeichnen und für sie Führer zu finden.

Was nützte der organisierte Volkskrieg dem Land?

Zunächst brachte er Zeitgewinn für das Landinnere und das Gros der Armee: vielleicht nur wenige Tage. Und er bewahrte uns vor Preisgabe wichtiger Landesteile. War der Grenzschutz bei uns allein nur Deckungstruppen übertragen, die der Zahl nach sehr schwach sein mußten, wenn nicht das Gros der Armee zersplittert werden sollte, so faßte gegen sie der Gegner seine Kräfte zusammen und zerriß den Schleier, wo er wollte. Weniger leicht und weniger rasch gelang das, wenn in tiefer Zone überall der Widerstand zu brechen war, geleistet von der Bevölkerung, gestützt von kleinen Truppenteilen. Es genügte dann nicht, eine zwar gut geführte aber ihrem Wesen nach schwache Deckungstruppe zu besiegen oder zurückzudrücken. Schritt für Schritt mußte der Gegner in nicht gewohntem Kampfe vorwärts. Versuchte der Eindringende rasch durchzustoßen, so schlug hinter ihm der Widerstand zusammen. Solcher Kampf rieb

die Bevölkerung auf. Er brachte zum Patriotismus Haß und Wut als unentbehrliche Kampfgenossen des Schwachen. Und er weckte das Weltgewissen, und machte es für den Schwachen schlagen. Denn es ist das Recht des Schwachen, sich zu wehren mit *seinen* Mitteln.

Gestützt durch kleine Truppenkörper konnte der organisierte Volkskrieg uns die Zeit schaffen zur fertigen Mobilmachung und zum Schlagen. Ob es dann gelang, mit der Armee als Ganzes den Gegner anzufallen oder nur mit Detachementen, oder ihn in vorbereiteten Stellungen aufzuhalten, das ist hier auf dem Papier nicht auszumachen. Aber gewiß ist: es gelang keiner Armee auf Automobilen oder auf der Eisenbahn durch unser Land zu fahren. Sie fand unterwegs in den Bergen die Festungen am Gotthard, in S. Maurice, im Mittelland in jedem Dorf, in jeder Stadt eine Festung.

Blieben wir in einem solchen Kriege allein, so war unser Ziel, die Unabhängigkeit des Landes durch den zähesten Widerstand und die größten Opfer Aller so teuer zu machen, daß niemand den Preis dafür zahlen möchte.

Rief unsere Regierung einen Bundesgenossen, um mit ihm zusammen dasselbe Ziel zu verfolgen, dann gewannen wir durch den Widerstand Aller die Zeit für sein Herankommen und seinen Aufmarsch.

Und was wir dabei an Blut mehr hingaben, war der Preis für die ungenügende eigene Rüstung, die der Bundesgenosse uns ergänzte. Je allgemeiner und erbitterter der Kampf Aller gegen unsern Feind war, umso sicherer hüteten wir unsere Unabhängigkeit auch gegenüber dem Bundesgenossen.

VII.

Ein Bündnis durften wir schließen. Wann, sollte von uns bestimmt werden. Aber der Partner, der mächtiger gewesen wäre als wir, konnte uns den Zeiger vorrücken, je nach seinen Plänen, je nach unserer Widerstandskraft. Und zu warten, bis der Bundesgenosse uns helfen mußte, gezwungen durch unsere Lage, das ging nicht an.

Und als daher, wie es bei Hénaff und bei den anderen erwähnten französischen Schriftstellern steht, aus der Kriegslage in Italien und an der Westfront die Einen Gefahr für sich und für uns zu erkennen glaubten, da war es geboten, die von ihnen gesuchte Fühlung nicht abzulehnen. Und sie anderswo selbst zu suchen, war daraus entspringende Vorsicht.

Dann galt es ferner zu prüfen, was ein Verbündeter uns bringen konnte. Darüber wußten wir nichts vom Frieden her.

Abgesehen vom politischen Inhalt eines Bündnisses, wie stand es mit dem militärischen? Das Oberkommando fiel dem Verbündeten zu, brachte er mehr Truppen als wir selbst hatten. Das wäre wohl der Fall gewesen. Namentlich schwere Artillerie erwarteten wir. Mit ihr kamen auch die kriegserfahrenen Artilleriekommandanten, befähigt, Brigaden und noch größere Artilleriekörper in der Schlacht

einheitlich zu führen. Dazu gehörten auch die Beobachtungs- und Verbindungsmittel, Fesselballons und Telegraphenpioniere. Was wir an Fliegern hatten, mußte der eigenen Artillerie dienen; dazu hätte es gereicht. Die Fernaufklärung und der Verbindungsdienst durch Flieger fiel dem Verbündeten zu. Das kettete uns sehr an ihn.

In die Stäbe unserer Heeresseinheiten waren kriegserfahrene Offiziere des Bundesgenossen aufzunehmen. Sie hatten für Uebereinstimmung im Denken und Handeln zu sorgen und auch für Verbindung mit dem gemeinsamen Oberkommando.

Wer als Verbündeter zu uns gerufen wurde, erhielt seinen Nachschub aus dem eigenen Lande. Wir haben die Endetappen eines französischen Bundesgenossen angegeben. Was er aber in unserem Lande requirierte und selbst beschaffte, war nach unseren Vorschriften zu bezahlen. Um diese Geschäfte glatt abzuwickeln, waren den fremden Heeresseinheiten von unseren Quartiermeistern zuzuteilen.

Wir hätten der großen Masse der Verbündeten übrigens nicht viel geben können, weder Pferde, noch Futter; allenfalls Schlachtvieh und Bauholz. Hingegen hätten wir von ihnen Munition aller Art, Stacheldraht, Mineralöle für unsere Armee und Lebensmittel für sie und unsere Bevölkerung verlangen müssen. Je nach der Kriegslage und dem Verlauf der Front wären unsere Verwundeten ins Ausland abgeschoben worden, zum Beispiel nach Südfrankreich oder nach Süddeutschland.

Die Verwaltung und Regierung des Landes wäre vielleicht geblieben, so wie unsere Verfassung vorsieht, vielleicht auch nicht. Wurde unser Land durch den Krieg geteilt, so entstand dort, wo unsere Gegner waren, eine militärische Regierung. Ihr zu gehorchen ohne Zwang war Landesverrat. Aufstände gegen solche Regierung hätten jene Landesteile sicher aufgewühlt. Und in Landesteile, den unsere Armee inne hatte, zusammen mit dem Verbündeten, regierten die Behörden der Kantone und des Bundes nicht mehr allein. Die Abmachungen und Uebereinkommen mit den verbündeten Regierungen und Oberkommandos glichen wohl sehr bindenden Weisungen.

So konnten unsere Geschicke sich auswachsen, drang der Krieg in unser Land.

Wie unser Land und seine Wehrkraft in den strategischen Rechnungen unserer großmächtigen Nachbarn eingesetzt war, ist hier zu schildern versucht worden. Jene Rechnungen haben ihre Lösung gefunden. Unser Volk hat mit Blut nicht beigesteuert. Ein günstiges Geschick hat es so geleitet. Trotz tiefster Sehnsucht der Völker nach ewigem Frieden wird die Rechnung neu aufgestellt und wieder auch mit unserm Land als Faktor. An dessen Wert ist unveränderlich die Lage des Landes und seine Verbindungen, quer durchlaufend, von einem europäischen Kriegstheater zum andern. Veränderlich aber ist das Volk im Lande in seinem Denken und Tun. Wird es fähig sein, nicht nur das Land, seine Einrichtungen, seine einzelnen Stämme

zu lieben, sondern ihrem Schutze Opfer zu bringen? Opfer nicht nur an Geld und Gut, sondern am Leben, jeder Schweizer an seiner Stelle? Sagen wir ja zur Frage und helfen wir so unserem zukünftigen Geschick.

Totentafel.

Sanitäts-Hauptmann *Armin Heimgartner*, geb. 1883, gewes. Kommandant der San.-Kp. I/6, später Apotheker im Stabe des Fort Savatan, gest. in Leysin am 12. Februar 1923.
Infanterie-Lieutenant *Edgar Fleischmann*, geb. 1897, Füs.-Kp. IV/70, verunglückt 20. Februar 1923 bei Muottas Mu-raigl (Engadin).

Sektionsberichte.

Der **Oberaargauische Offiziersverein** hat den Vorstand in seiner Hauptversammlung vom 28. Januar 1923 neu bestellt wie folgt: Präsident: Oberstlieut. E. Burri, Langenthal; Vize-Präsident: Hptm. W. Ruckstuhl, Langenthal; Sekretär: Hauptm. W. Meyer, Langenthal; Kassier: Oberlieut. E. Geiser, Langenthal; Beisitzer: Oberstlieut. F. von Erlach, Langenthal. Ferner wurden die Vereinsstatuten einer Totalrevision unterzogen und die aus dem Jahre 1906 stammenden Statuten den neuen Verhältnissen gemäß umgestaltet.

Nach den geschäftlichen Verhandlungen hielt Herr Oberstlieut. von Erlach ein einleitendes Referat über das Diskussionsthema „Unsere Wiederholungskurse“. Dem klaren Referat folgte eine lebhaft diskutierte Diskussion, in der alle Redner die Meinung vertraten, daß in der folgenden Zeit alle größeren Manöver in den Wiederholungskursen unterbleiben sollten und die Ausbildung sich die weitere Ausbildung der Einheit, deren gute Durchbildung die Grundlage der Kriegstüchtigkeit der Armee bilde, zum Ziele zu setzen habe.

Literatur.

Die wahren Kriegsverbrecher. Auch eine Gegenrechnung, von O. Stauff von der March. Berlin 1922. Georg Bath.

Vorliegende Schrift ist eine Tendenzschrift im besten, nicht im schlimmsten Sinne des Wortes, außerordentlich geschickt auf historischer Grundlage zusammengestellt. Wer Tendenzschriften von der Gegenseite gelesen hat, mit denen man jetzt noch überflutet wird, darf auch hier und da diese zur Hand nehmen.

Bircher. Oberstleut.

„**Kleinkaliberschießen**“. Von O. Billmann. 2. Auflage. Stuttgart, Franckh's Sportverlag Dieck & Co., 1922.

Das Büchlein kann allen Liebhabern des Schießsportes mit Jagd- und Zim-mergewehren, Pistolen etc. bestens empfohlen werden. Redaktion.

Nachdruck nur mit Quellenangabe gestattet.

La reproduction du texte est autorisée à condition de mentionner le titre complet de la Revue.